Ioana Crăciun
Bukarest

Höflichkeit, Grobheit und Derbheit in ausgewählten literarischen Texten des deutschen Mittelalters

Abstract: The literature of the German Middle Ages is rich in texts in which courtesy is thematized as an attitude of mind that characterizes the noble. This mindset is the result of an educational process, the length and consistency of which are themselves discussed. In the divine order of the Middle Ages, courtesy is a God-willed attribute of the nobility, because only a courtly educated nobleman can function as an instrument in God's plan of salvation and through his actions make God's will a reality. Literary figures of noble descent can sometimes express themselves rudely and behave wildly for lack of education, but their language is never crude or even obscene. No matter how strong their negative feelings may be, their style of speech shows self-control and discipline. Coarseness on the other hand appears as a historical linguistic product of a slowly unfolding urban culture that breaks with the courtly tradition in its striving for its own identity or parodies it. All these aspects are discussed in the present paper on the basis of selected literary works written between the 9th and the 15th century.
Keywords: German mediaeval literature, courtesy, rudeness, coarseness, **Das Ludwigslied**, **Das Nibelungenlied**, Gottfried von Straßburg, **Tristan**, Wolfram von Eschenbach, **Parzival**, Neidhart von Reuental, Der Stricker, **Das Ehescheidungsgespräch**, Johannes von Tepl, **Der Ackermann und der Tod**.

Die Literatur des deutschen Mittelalters ist reich an Texten, in denen die Höflichkeit als Geisteshaltung thematisiert wird, die den Edlen charakterisiert und ihn vom gemeinen Volk unterscheidet. Diese Geisteshaltung stellt das Ergebnis eines Erziehungsprozesses dar, dessen Länge und Konsistenz selbst thematisiert werden. Der höfisch erzogene Held der mittelalterlichen Literaturwerke ist in seinem Denken, Fühlen und Handeln das, was man aus neuzeitlicher Perspektive – *mutatis mutandis* – einen höflichen Menschen nennen könnte. Ihm wurden im Laufe seiner Erziehung Herrschertugenden wie *êre* (Ehre), *zuht* (Zucht), *triuwe* (Treue), *hôher muot* (edle Gesinnung), *stæte* (Beständigkeit), *milte* (Freigebigkeit), *mâze* (Maß halten) und *minne* (platonische Liebe, Frauenverehrung) beigebracht, die unabdingbare Voraussetzungen für eine Spitzenposition in der mittelalterlichen Gesellschaft konstituieren, deren streng hierarchische Struktur gottgewollt, d.h. unhinterfragbar, ist. Höflichkeit – so könnte man zugespitzt formulieren –

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

ist in dem *ordo divinus*, der göttlichen Ordnung des Mittelalters, ein gottgewolltes Attribut des Adels, denn nur ein höfisch erzogener Adliger kann als Instrument in Gottes Heilsplan fungieren und durch sein Handeln den Willen Gottes Wirklichkeit werden lassen.

Im **Ludwigslied**, dem ältesten historischen Lied in deutscher Sprache, das uns anonym als Panegyrikus auf den westfränkischen König Ludwig III. überliefert wurde, heißt es vom vaterlosen Kind Ludwig, dass Gott selbst sich seiner annahm und sein Erzieher wurde: „Kind uuarth her faterlos, Thes uuarth imo sar buoz:// Holoda inan truhtin, Magaczogo uuarth her sin“ (**Das Ludwigslied**: 100)[1]. Hinter dieser Stilisierung der Erziehung eines Prinzen im Kloster durch Mönche, hinter dieser Idealisierung des Herrschers als einer messianischen Gestalt verbirgt sich der Glaube, dass Höflichkeit im Sinne einer dem feudalen Herrn angemessenen Gesinnung christlich grundiert sein muss, sonst bleibt sie Fassade, Attitüde, nichts anderes als eine bloße soziale Konvention. In der Art und Weise, wie König Ludwig vor dem Kampf gegen die Heiden seine Untertanen durch einen mobilisierenden Diskurs zu motivieren weiß, zeigt sich deutlich seine christlich-höfische Erziehung. Der König spricht seine Kampfgefährten, von denen einige den Kampf gewiss nicht überleben werden, mit ausgesuchter Höflichkeit an: Auch wenn sie seine Untertanen sind, nennt er sie seine Freunde („Trostet hiu, gisellion, Mine notstallon!“, **Ludwigslied**: 101)[2], und sein sprachlicher Höflichkeitsgestus echot den höflichen wie liebevollen Ton, in dem der Herr selbst sich an ihn als seinen Ziehsohn gewandt hatte, um ihn dazu aufzufordern, seine königliche Pflicht als Beschützer der Franken, des auserwählten Volks Gottes, auch um den Preis seines eigenen Lebens zu erfüllen: „Hluduig, kuning min, Hilph minan liutin!“ (**Ludwigslied**: 101)[3]. Gottes Befehl an Ludwig, seinen Leuten zu helfen, d.h. sie vor den Heiden aus dem Norden zu retten, stellt, wenn auch im Imperativ formuliert, eine höfliche Bitte an einen ebenbürtigen Gesprächspartner dar, die der standesgemäß erzogene König unmöglich hätte abschlagen können, auch wenn er dadurch sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen gezwungen wurde.

[1] Die Übersetzung ins Neuhochdeutsche durch den Herausgeber Hans Jürgen Koch lautet: „Den Vater verlor er (schon) in jungen Jahren, doch erhielt er sogar Ersatz: / Der Herr selbst nahm sich seiner an und wurde sein Erzieher.“ (**Ludwigslied**: 100)

[2] Die Übersetzung ins Neuhochdeutsche durch den Herausgeber Hans Jürgen Koch lautet: „Faßt euch, Freunde, ihr meine Kampfgefährten!“ (**Ludwigslied**: 101)

[3] „Ludwig, mein König, hilf du meinen Leuten!“ (**Ludwigslied**: 101)

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

Von beleidigender Grobheit ist manchmal der Ton, wenn sich Feinde begegnen, die kurz vor einer bewaffneten Konfrontation stehen. In dieser Situation, die umso tragischer ist, als es sich dabei um Vater und Sohn handelt, befinden sich Hildebrand und Hadubrand, die beiden Protagonisten des **Hildebrandslieds**, des einzigen uns überlieferten Heldengedichts in deutscher Sprache. Der alte Krieger Hildebrand, der in der Gesellschaft des verfolgten Königs Dietrich nicht nur die Tugend der absoluten Treue, sondern auch diejenige der maßvollen Freigebigkeit zu üben gelernt hat, bietet seinem Sohn Hadubrand kostbare Gaben – Ringe aus Kaisergoldwerk – als Zeichen seiner Huld, d.h. des Respekts, der im Verhaltenscode der kriegerischen Germanen nicht nur den Angehörigen der eigenen Sippe, sondern auch dem Gegner in dessen Eigenschaft als Krieger gebührt: „dat ih dir it nu bi huldi gibu“ (**Das Hildebrandslied**: 97)[4]. Auf diese reine Höflichkeitsgeste, die in der im Zeichen des Krieges stehenden Kultur der alten Germanen genauso verbreitet war wie in der höfischen Hochkultur der Stauferzeit, reagiert Hadubrand mit einer Grobheit, die den Helden trotz seines Alters als unreif, unerfahren und geblendet entlarvt. In neuhochdeutscher Übersetzung lautet Hadubrands grobe, beleidigende Antwort an seinen Vater Hildebrand wie folgt:

> „Mit dem Gere soll man Gaben empfangen,
> Spitze an Spitze.
> Du bist mir alter Hunn unmäßig schlau,
> umspinnest mich mit deinen Worten, willst nach mir mit dem Speere werfen.
> Bist nun so alt schon, doch immer voll Trug.“ (**Das Hildebrandslied**: 97 – 98)

Antizipiert die grobe Antwort Hadubrands lediglich die Wucht des Zweikampfes zwischen Vater und Sohn, der unmittelbar darauf folgen wird? Oder ist diese unheldenhafte Antwort darauf zurück zu führen, dass Hadubrand vaterlos aufgewachsen ist, d.h. fernab einer in die Kampfpraxis umgesetzten kriegerischen Ethik, als deren Verkörperung traditionellerweise die (Modell-)Gestalt des Vaters fungiert?

Diese gendertheoretisch grundierte Hypothese, die im engen Rahmen der vorliegenden Arbeit offen bleiben muss, ließe sich auch im Falle einer weiteren Gestalt adliger Abstammung heuristisch aufstellen, deren Schicksal es war, so wie Hadubrand in einer von Kämpfen und Kriegen geprägten Welt vaterlos aufzuwachsen: Es handelt sich dabei um

[4] Ins Neuhochdeutsche übersetzt von Hans Jürgen Koch lautet dieser Satz: „Das geb’ ich aus Huld dir nun.“ (**Das Hildebrandslied**: 97)

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

Parzival, den Protagonisten des gleichnamigen Epos Wolframs von Eschenbach. Obwohl er adliger Abstammung war, ja mehr noch, obwohl er, wie es sich im Laufe des Epos herausstellt, als König von Norgals die Krone zu tragen bestimmt war, wuchs Parzival in einem Wald fernab der ritterlichen Welt auf, einer Welt, die seine Mutter Herzeloyde als junge Witwe des Ritters und Kreuzfahrers Gachmuret nicht ohne Grund fürchtete und verabscheute. Die Entscheidung der Königin Herzeloyde, ihren Sohn Parzival nicht in Berührung mit der Welt der Ritter und des Königshofs kommen zu lassen, kann einerseits als die instinktgesteuerte (Fehl-)Entscheidung einer dominanten Mutter verstanden werden, die ihr Kind vor allen Gefahren dieser Welt schützen möchte. Wolfram von Eschenbach lobt jedoch Herzeloyde, in der er eine in jeder Hinsicht vorbildliche Mutter erblickt. Andererseits stellt Herzeloydes Entscheidung eine kaum verschleierte Kritik Wolframs an die Adresse der höfischen Stauferkultur und ihrer Werte dar, deren tragisches Opfer Gachmuret war.

Auf dem Weg zum Hof des Königs Artus und im Kreis der Ritter der Tafelrunde zeigt sich, wie töricht sich Parzival als ein Herrschersohn benehmen kann, der um die ihm durch Geburt zukommende höfische Erziehung gebracht wurde. Aus höfischer Perspektive ist der entehrende Umgang Parzivals mit der bezaubernd schönen wie keuschen Jeschute ein klares Zeichen der Torheit. Zugespitzt formuliert könnte man behaupten, dass Torheit das Gegenteil des höfischen Benehmens und, implizite, das Gegenteil der Höflichkeit ist. Parzival selbst ist sich der großen Schuld, die er durch die Entehrung einer vorbildlichen Fürstin wie Jeschute auf sich geladen hat, nicht bewusst, da ihm die höfische Ethik mit ihrem Frauenkult und ihrem Minneideal unbekannt ist. Auch die Art und Weise, in der Parzival seinen Verwandten Ither umbringt, um sich dessen rot schimmernde Rüstung anzueignen, ist eines Ritters am Hofe des Königs Artus unwürdig und zeugt von den katastrophalen Konsequenzen seiner in Isolation verbrachten Kindheit in ausschließlich weiblicher Obhut.

In der vornehmen Gesellschaft am Hofe des Königs Artus fällt das weltfremde, unerfahrene Naturkind Parzival einerseits durch seine entzückende natürliche Schönheit, andererseits durch sein grobes und ungeschliffenes Betragen auf. Eine adäquate ritterliche Erziehung, deren Ergebnis die Loslösung des Helden von dem Einfluss seiner Mutter ist, wird dem ungebärdigen Parzival erst durch einen (männlichen) Erzieher, den Burgherrn Gurnemanz, zuteil. Gurnemanz' Lehre – eine rapide Einweihung in das Wesen des Rittertums und dessen Tugendethik – lautet in neuhochdeutscher Übersetzung in Prosa wie folgt:

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

„Ihr plappert wie ein unmündiges Kind. Warum laßt Ihr nicht endlich Eure Mutter aus dem Spiel und sprecht von andern Dingen? Haltet Euch an meine Lehren, und Ihr werdet gut dabei fahren. […] Versäumt es nie, Euer Verhalten zu überprüfen. Ein unbedachter Mensch taugt nichts. […] Dem Äußeren nach habt Ihr die Gaben zum Herrscher. Doch so hoch Ihr emporsteigt, vergeßt nie, Euch der Notleidenden zu erbarmen; bekämpft ihr Elend durch Freigebigkeit und Güte. Seid stets leutselig und nicht hochmütig. […] Ihr müßt aber auch klug hauszuhalten wissen! Sinnlose Verschwendung ist kein Zeichen echten Herrschertums, ebensowenig allerdings das geizige Anhäufen von Schätzen. Findet stets das rechte Maß. […] Streift Euer ungebührliches Betragen ab! Stellt keine überflüssigen Fragen […]. Paart stets Kühnheit mit Erbarmen, dann habt Ihr meine Lehren recht begriffen. […] Ihr werdet oft die Rüstung tragen. Legt Ihr sie ab, dann wascht Euch die Rostspuren von Gesicht und Händen, damit Ihr einen angenehmen Anblick bietet; denn Frauen achten darauf. Seid manneskühn und frohgemut zugleich, dann werdet Ihr Ruhm gewinnen. Und schließt die Frauen in Euer Herz, das veredelt den Jüngling. Ein rechter Mann verrät sie nie!“ (**Parzival**: 291 – 293)

Dieser ‚Schnellkurs’ im Fach ritterliches Wesen, in dem Parzival Herrschertugenden wie *zuht*, *milte*, *mâze*, *triuwe*, *hôher muot* und *minne* beigebracht werden, entfaltet erst später im Epos sein volles Ironie- und Skepsispotential. Er macht stutzig, wenn man seine Länge und Konsistenz mit den vielen Jahren vergleicht, die beispielsweise bei Gottfried von Straßburg in Tristans Bildung zum vorbildlichen Ritter investiert wurden, oder mit den Jahren, die Siegmund und Siegelind, die Eltern Siegfrieds, in die sorgfältige Erziehung ihres Sohnes zum vollkommenen Ritter investiert haben. Nicht zufällig heißt es im 3. Abenteuer des **Nibelungenlieds** über den Helden aus Xanten am Niederrhein: „Man zôch in mit dem vlîze, als im daz wol gezam“ (**Das Nibelungenlied** 1979: 8)[5]. Wie unzulänglich Gurnemanz’ ritterliche Lehre ist, wird sich später in der Gralsburg zeigen, wenn Parzival das höfische Tabu der überflüssigen Fragen in die soziale Praxis umsetzt und die erlösende Caritas-Frage an den schwerkranken Gralskönig Anfortas zu stellen versäumt. Eine zu stark im höfischen Diesseits verankerte Ritterethik und eine konventionell definierte Höflichkeit halten Parzival davon ab, den leidenden Gralskönig Anfortas nach seinem Wohlbefinden zu fragen. Erst die christliche Caritas-Lehre, die Parzival auf der dritten und letzten Stufe seiner Initiation vom Einsiedler Trevrizent erhält, lässt den Helden als würdig für das hohe Amt des nächsten Gralskönigs erscheinen. Wie im Falle des althochdeutschen

[5] In der Übertragung Karl Simrocks lautet dieser Vers: „Man erzog ihn mit dem Fleiße wie ihm geziemend war“. (**Das Nibelungenlied** o. J.: 9)

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

Ludwigslieds schimmert durch die Verse des **Parzival-**Epos der Glaube durch, dass Höflichkeit im Sinne einer dem fürstlichen Hof angemessenen Gesinnung und Haltung christlich grundiert sein muss.

Eine ähnliche Botschaft hatte etwa zwei Jahrzehnte zuvor auch Hartmann von Aues Werk **Der arme Heinrich** vermittelt. Heinrich war ein in jeder Hinsicht vorbildlicher Ritter, bis ihn der Aussatz befiel und er in einem schmerzlichen Initiationsprozess gezwungen wurde zu erfahren, dass der Glanz der ritterlichen Welt, aus der man die christliche Nächstenliebe verbannt hat, nichts als Eitelkeit, vergänglicher Trug und Schein ist.

Richten wir im Folgenden unsere Aufmerksamkeit auf einige exemplarisch ausgesuchte Werke des deutschen Mittelalters, in denen die Derbheit thematisiert wird. Wir haben soeben festgestellt, dass literarische Gestalten edler Abstammung sich unter Umständen grob ausdrücken und sich aus Mangel an Erziehung wild benehmen können, derb ist ihre Sprache jedoch nie. Wie stark ihre negativen Gefühle auch sein mögen, ihr Sprachduktus gleitet nie ins Derbe oder gar Obszöne, sondern bleibt standesgemäß vornehm und zeugt trotz allem von Selbstbeherrschung und Zucht. Ein überzeugendes Beispiel in dieser Hinsicht bietet das Gespräch zwischen Tristan und Isolde an Bord des Schiffes, das bei Gottfried von Straßburg die Braut des Königs Marke von Irland nach Cornwall führt. Der Dialog findet statt, kurz bevor die beiden Protagonisten vom verhängnisvollen Minnetrank kosten werden, der ihnen Liebe und zugleich Tod bringen wird. Isolde ist tief unglücklich, weil man sie durch die bevorstehende Heirat mit König Marke gezwungen hat, Heimat, Familie und Freunde zu verlassen. Sie fühlt sich verkauft und verraten, und gibt Tristan die Schuld für ihr ganzes Unglück. Tristan versucht, die irische Prinzessin zu trösten, indem er sie in seine Arme nimmt, still und zart, so wie es sich für einen Gefolgsmann im höflichen Umgang mit seiner Herrin ziemt. Isoldes heftige Ablehnungsreaktion auf diese schöne Geste des Mitgefühls wird in den Versen 11570 bis 11644 des Epos beschrieben, die ich im Folgenden in der neuhochdeutschen Version Rüdiger Krohns fragmentarisch wiedergebe:

„Laßt das, Kapitän, bleibt weg!
Nehmt Eure Arme von mir!
Ihr seid lästig.
Warum berührt Ihr mich?“
„Ach, Schöne, tue ich Unrecht?“
„Ja, denn ich verabscheue Euch.“
Er fragte: „Warum, beste Herrin?“

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

„Ihr habt meinen Onkel erschlagen.“
„Aber das ist doch beigelegt.“ „Gleichgültig:
Ihr seid mir trotzdem zuwider,
denn ich wäre ohne Kummer
und ohne Leid, wenn Ihr nicht wäret.
Ihr ganz allein habt mir
diesen Schmerz aufgebürdet
mit Betrug und Verschlagenheit.
[…]
Ich weiß nicht, wofür ich verkauft wurde
und was nun aus mir werden soll.“
„Nein, schöne Isolde, seid getrost.
Ihr werdet sicher viel lieber
eine mächtige Königin in der Fremde sein
als unbedeutend und gering daheim.
[…]
Sagt, wenn es dahin gekommen wäre,
daß Ihr hättet nehmen müssen
den Truchseß zum Ehemann,
wie wäre es dann wohl weitergegangen?
Ich weiß schon, daß Ihr Euch dann gefreut hättet!
Und jetzt dankt Ihr mir so,
daß ich Euch zu Hilfe kam
und Euch von ihm befreite?“
„Da könnt Ihr lange warten“, sagte das Mädchen,
„ehe ich mich dafür bedanke.“
[…]
„Seid getrost, schöne Herrin!
Bald werde ich Euch
einen König zum Herrn geben,
an dem Ihr Freude und herrliches Leben,
Reichtum, Vortrefflichkeit und Ansehen
für immer finden werdet.“ (Gottfried von Straßburg 1985: 103 – 106)

In diesem konfliktgeladenen Dialog zweier höfisch erzogener Menschen fallen Tristans vollkommene Selbstbeherrschung und seine Höflichkeit auf, die stark mit Isoldes emotionalem Ausbruch kontrastieren, der höfische Verhaltenskonventionen zwar verletzt, ohne jedoch den Gesprächspartner zu beleidigen. Tristan lässt sich von den schweren Vorwürfen der irischen Königstochter nicht aus der Fassung bringen, sondern legt mit feiner Ironie und bewundernswerter Souveränität vernünftige Argumente dar gegen Isoldes Eheschließung mit dem betrügerischen Truchsess und plädiert höflich wie überzeugend für ihre Eheschließung mit König Marke. Sein Plädoyer ist das eines weisen

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

Lehrers, der höflich, jedoch bestimmt einer naiven Schülerin die Augen öffnen möchte.

Mit derselben Souveränität eines welterfahrenen Menschen hatte im 1. Abenteuer des **Nibelungenlieds** die weise Königin Ute ihrer naiven, den Gedanken an die Liebe abwehrenden Tochter Kriemhild die Augen geöffnet: „Sollst du je auf Erden ‧ von Herzen werden froh, /Das geschieht von Mannesminne“ (**Das Nibelungenlied** o. J.: 7), erklärt ihr Königin Ute, worauf Kriemhild ihr zwar entschieden widerspricht („Was sagt ihr mir von Minne ‧ vielliebe Mutter mein? /Ohne Reckenminne ‧ will ich immer sein;“ (**Das Nibelungenlied** o. J.: 7), jedoch mit höflich vorgetragenen, einleuchtenden Argumenten:

> „Die Rede laßt bleiben“ ‧ sprach sie, „Herrin mein.
> Es hat an manchen Weiben [sic!]‧ gelehrt der Augenschein,
> Wie Liebe mit Leide ‧ am Ende gerne lohnt;
> Ich will sie meiden beide ‧ so bleib’ ich sicher verschont!“ (**Das Nibelungenlied** o. J.: 7)

Auf der Schwelle zum Spätmittelalter verlaufen solche Mutter-Tochter-Gespräche wesentlich anders, so zum Beispiel im Streitgespräch zwischen einem tanzwilligen Mädchen und ihrer zur Arbeit mahnenden Mutter in einem der Tanzlieder Neidharts von Reuental. Der Dissens zwischen den beiden Protagonistinnen gleitet in diesem Sommerlied Neidharts schnell ins Derbe und Beleidigende; Mutter und Tochter drohen einander mit Prügeln, und ihr heftiger Wortwechsel lässt jeden Respekt vonseiten der Tochter vermissen:

> „Muoter, mit dem stecken
> sol man die runzen recken
> den alten als eim sumber.
> noch hiuwer sît ir tumber,
> dan ihr von sprunge vart.“ (Neidhart von Reuental 1984: 17)[6]

Auch die Mutter weiß sich zu verteidigen, und zwar genauso derb und ungehobelt: „der tievel ûz dir belle! /ich wil mich dîn verzîhen; /dû wilt

[6] Die neuhochdeutsche Version Helmut Lomnitzers lautet: „Mutter, mit dem Stecken / soll man den Alten / die Runzeln glätten wie einer Trommel. / Ihr werdet dümmer von Jahr zu Jahr.“ (Neidhart von Reuental 1984: 17)

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

vil übel gedîhen“ (Neidhart von Reuental 1984: 17[7]. Die Derbheit dieses im bäuerlichen Milieu stattfindenden Schlagabtauschs ist auf den allegorischen Charakter des Mutter-Tochter-Streitgesprächs zurückzuführen, der den Streit der Jahreszeiten wiedergibt; wie in einem Sommerlied üblich, endet der Streit mit dem verbalen Sieg der Tochter, d.h. des Sommers über den Winter: „muoter, ich lebe iedoch, swie iu troume“ (Neidhart von Reuental 1984: 17)[8]. Die Derbheit ist – mit anderen Worten – die sprachliche Korrespondenz von Naturphänomenen, die sich unmöglich rücksichtsvoll und ‚höflich’ manifestieren können!

Auch spätmittelalterliche Plädoyers für oder gegen die Ehe verlaufen wesentlich anders als etwa der oben analysierte Dialog zwischen Tristan und Isolde; sie gleiten nicht selten ins Beleidigende und Derbe ab und lassen Derbheit als ein historisches (Sprach-)Produkt einer langsam sich entfaltenden nachhöfischen, (vor-)bürgerlichen und städtischen Kultur erscheinen, die in ihrer Bemühung um eine eigene Identität mit der höfischen Tradition bricht bzw. diese aufs Korn nimmt und parodiert. Ein kurzer Blick auf die nachhöfische Märe **Das Ehescheidungsgespräch** des Strickers, in der der Frauenkult der Stauferzeit unverkennbar parodiert wird, mag diese These belegen. In der besagten schwankähnlichen Erzählung des Strickers spricht der scheidungswillige Ehemann seine scheidungsunwillige Ehepartnerin wie folgt an:

> den tîvel sach ich an dir,
> daz ich ie sô lange bî dir beleip,
> daz ich dich von mir niht entreip.
> du bist bœse unde arc,
> übel geschaffen unde karc,
> du bist gerumpfen unde swarz,
> dîn âtem smecket als ein arz.
> mir grûset, swenne ich dich sehen sol! (Der Stricker 1992: 144)[9]

[7] Die Übersetzung Helmut Lomnitzers ins Neuhochdeutsche lautet: „Der Teufel soll in dich fahren! / Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben, / du drohst ganz schlimm auszuarten.“ (Neidhart von Reuental 1984: 17)

[8] Ins Neuhochdeutsche übersetzt lautet diese Passage: „Mutter, ich bin wach und bei Verstand, / während ihr träumt“. (Neidhart von Reuental 1984: 17)

[9] Die Übersetzung dieses Fragments ins Neuhochdeutsche lautet: „Du hast mich verhext, daß ich überhaupt so lange bei dir geblieben bin und dich nicht fortgeschickt habe. Du bist böse und arglistig, häßlich und unfruchtbar, runzelig und schwarz, dein Atem stinkt wie ein Arsch, mir graust bei deinem Anblick!“ (Der Stricker 1992: 145)

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

Die Derbheit dieser *vituperatio* zeigt uns, dass der Bruch mit der literarischen Tradition der höfischen Kultur einige Tabubrüche unabdingbar gemacht hat: im Strickerschen **Ehescheidungsgespräch** wird das Tabu der höfischen Hochkultur gebrochen, über den weiblichen Köper anders als einen vollkommenen zu sprechen und die Frau anders als edel, tugendreich, wunderschön und keusch zu beschreiben. Das Frauenlob des Hochmittelalters weicht hier einer Frauenschelte, die am Ende der Märe durch die Trunkenheit des scheidungswilligen Mannes erklärt bzw. im humorigen Register versöhnlich zurückgenommen wird.

Unversöhnlich hingegen bleibt die Schelte an die Adresse der Frau und des Menschen im Allgemeinen im Streitgespräch **Der Ackermann und der Tod** des Johannes von Tepl, einem spätmittelalterlichen Dialog, in dem die Derbheit des Diskurses zum sprachlichen Virtuosentum avanciert. Wenn in der Literatur des deutschen Mittelalters überhaupt von einer Ästhetik der Derbheit die Rede sein kann, die bis heute fasziniert, dann vornehmlich im Zusammenhang mit diesem auf böhmischem Boden entstandenen, in der Prosa der Prager Hofkanzlei verfassten, rhetorischen Glanzstück. Zwar wird die derbe Sprache, der sich bei Johannes von Tepl der personifizierte Tod bedient, um den Menschen als Gottes allerliebstes Geschöpf zu verunglimpfen, insofern legitimiert, als sich in ihrem Medium das universelle Vernichtungsprinzip reflektiert, das in der weisen Ökonomie der göttlichen Schöpfung der Tod darstellt. Diese stark ästhetisierte Derbheit bedarf bei näherer Betrachtung jedoch keiner weiteren Legitimation; sie ist, anders als beispielsweise die primitive Derbheit der spätmittelalterlichen Fastnachtsspiele, insbesondere der Arztspiele, hohe Sprachkunst, die das große Ausdruckspotential der deutschen Sprache zu Beginn des 15. Jahrhunderts erahnen lässt. Im Folgenden sei ein Fragment aus diesem Meisterwerk in der neuhochdeutschen Übertragung Felix Genzmers wiedergegeben; der Tod schilt den um seine Ehefrau trauernden Ackermann wie folgt:

> Deine kurze Vernunft, dein gestutzter Sinn, dein hohles Herz will aus Menschen mehr machen, als sie sein können. […] ein Mensch wird in Sünden empfangen, mit unreinem, unnennbarem Unflat im mütterlichen Leib ernähret, nackend geboren und beschmiert wie ein Bienenkorb: ein ganzer Unrat, ein Kotfaß, ein Wurmfaß, ein Stankhaus, ein widerwärtiger Spülzuber, ein faules Aas, ein Schimmelkasten, ein Sack ohne Boden, eine durchlöcherte Tasche, ein Blasebalg, ein gieriger Schlund, ein überriechender Harnkrug, ein übelduftender Eimer, ein betrüglicher Puppenschein, ein lehmiges Raubhaus, ein unersättlicher Löschtrog und ein gemaltes Trugbild. Es erkenne, wer da wolle: ein jeglicher vollständig geschaffener Mensch hat neun Löcher in seinem Leibe; aus allen fließt so widerwärtiger und unreiner Unflat, daß es nichts Unreineres geben kann. Einen so

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

> schönen Menschen siehest du nie: hättest du eines Luchses Auge und könntest du ins Innere hindurchsehen, dir würde darob grauen. Nimm und zieh ab der schönsten Frau des Schneiders Farbe, so siehest du eine schmähliche Puppe, eine rasch welkende Blume und kurz dauernden Glanz und einen bald zerfallenden Erdenkloß! […] Laß rinnen den Rhein, wie andere Gewässer, du weiser Bursche aus Eselsdorf! (Johannes von Tepl 1986: 43 – 44)

Weder berührt die Derbheit dieses Diskurses peinlich, noch lädt sie – wie beispielsweise in den die Vitalsphäre thematisierenden Arztspielen eines Hans Rosenplüt – zum Lachen ein. Sie zeugt in ihrer raffinierten Ästhetik von der sprachlichen Kreativität eines Schreibers, der zu Beginn einer neuen historischen und kulturellen Epoche, des Humanismus und der Renaissance auf deutschem Boden, nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten suchte und diese auch fand. Johannes von Tepl war zweifelsohne ein Sprachkünstler, der bereits über hundert Jahre vor Martin Luther beim Schreiben dem Volk aufs Maul geschaut hat.

Literatur

Boor, Helmut de (Hrsg.) (1979): **Das Nibelungenlied**. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch, 21. Auflage, Wiesbaden: Brockhaus.

Ehrismann, Otfrid (Hrsg.) (1992): **Der Stricker: Das Ehescheidungsgespräch**. In: Ders.: **Erzählungen, Fabeln, Reden**. Mittelhochdeutsch/ Neuhochdeutsch, hrsg., übersetzt und kommentiert von Otfrid Ehrismann, Stuttgart: Reclam, 143 – 149.

Eschenbach, Wolfram von (1992): **Parzival**. Band 1. Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung und Nachwort von Wolfgang Spiewok, Stuttgart: Reclam.

Heusler, Andreas (Hrsg.) (o. J.): **Das Nibelungenlied**. Altdeutsch und übertragen von Karl Simrock. Erster Band, Leipzig: Der Tempel.

Koch, Hans Jürgen (Hrsg.) (1976): **Das Hildebrandslied**. In: **Die deutsche Literatur in Text und Darstellung**. **Mittelalter I**, Stuttgart: Reclam, 94 – 99.

Koch, Hans Jürgen (Hrsg.) (1976): **Das Ludwigslied**. In: **Die deutsche Literatur in Text und Darstellung**. **Mittelalter I**, Stuttgart: Reclam, 99 – 102.

Kron, Rüdiger (Hrsg.) (1985): **Gottfried von Straßburg: Tristan.** Band 2. Mittelhochdeutsch/ Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Friedrich

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)

Ranke neu hrsg., ins Neuhochdeutsche übersetzt mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Rüdiger Krohn, 3., durchgesehene Auflage, Stuttgart: Reclam.

Lomnitzer, Helmut (Hrsg.) (1984): **Neidhart von Reuental: Lieder**. Mittelhochdeutsch/ Neuhochdeutsch, übersetzt und hrsg. von Helmut Lomnitzer, Stuttgart: Reclam.

Tepl, Johannes von (1986): **Der Ackermann und der Tod**. Zweisprachig. Übertragung, Anmerkungen und Nachwort von Felix Genzmer, Stuttgart: Reclam.

BDD-A33062 © 2021 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 23:03:50 UTC)